

# Ueber vorgeschichtliche Funde in Gleichenberg.

Von G. Grafen Wurnbraudt.

Mit 2 Tafeln.

Im Herbste des Jahres 1872 wurde von Herrn Dr. Mathias Macher eine kurze Fundnotiz in der „Tagespost“ veröffentlicht, waraus ich folgendes mittheile:

„Im Anfang dieses Monats hatte ich Gelegenheit, dieses zum Theil aufgedeckte Lager zu beobachten. Es befindet sich am südwestlichen Abhange des Hügels, auf welchem die reizende Villa Wickenburg sich erhebt und an dessen Fusse Se. Excellenz soeben eine neue Villa für Curgäste baut. Durch die Ausgrabungen zum Baue wurde der nordöstliche Theil dieses Lagers bis gegen die südwestliche Strasse hin aufgedeckt und stellenweise abgehoben. Es senkt sich jedoch so tief hinein, dass das Fundament der Strassenfront zum Theile noch auf dasselbe gelegt werden musste. Nach den rückwärtigen Abgrabungen am Hügel zum Zwecke der Freilegung des Gebäudes bemerkte ich drei Nester solch schwarzer Erde, an welchen Punkten wahrscheinlich die ersten Ablagerungen gemacht wurden, und im weiteren Vorrücken vereinigt, vielleicht im Verlaufe von Jahrhunderten sich weiter im tiefen Thale unter Wasser ausbreiteten, wo man sie bei Brunnengrabungen bemerkt haben will.

Die ganze Schichte besteht aus schwärzlichem Thon (wahrscheinlich aufgelöste ungebrannte Thongeschirre), untermischt mit Stückchen rothgebrannter Erde, ungemein vielen Scherben roh bearbeiteter, halbgebrannter irdener Geschirre, wie Häfen, Reinen, Tiegel, Krüge mit engen und weiten Hälsen, mit und ohne Henkel und einigen kaum erklärlichen Formen. Es fanden sich darunter auch mehrere Bruchstücke steinerner Werkzeuge, wie

Keile, Hämmer und Aexte mit Löchern zur Befestigung der Handhabe, dann niedliche, zum Schneiden eingerichtete Steinwerkzeuge. Mitunter zeigten sich auch Thierknochen, unter Anderem ein Pferde Zahn. Am westlichen Zugange ober dem Hause sammelte ich aus dem oben bezeichneten ersten, etwa sechs Fuss langen und einhalb bis drei Fuss breiten Neste mehrere Scherben und bemerkte auch einen Hohlknochen wie ein Schädelgewölbe, welches aber so mürbe war, dass ich nur wenige Stücke davon gewinnen konnte. Das zweite am Winkel darauffolgende Nest hatte, so wie das hinter dem Hause, beinahe denselben Umfang und war ziemlich reich an interessanten Geschirren, welche ich gesammelt und zum grössten Theile dem Hausinspector des Herrn Grafen v. Wickenburg übergab, der auch die übrigen Funde verwahrt.“

Im Winter des darauffolgenden Jahres war Dr. Clar so freundlich, die in Gleichenberg gefundenen Gegenstände mir zu übergeben, um sie genauer zu untersuchen, und um darüber meine Ansicht zu veröffentlichen.

Ausser einem Artikel in der „Tagespost“ vom 15. März 1873 und einer Fundnotiz in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (III. Band, Nr. 5 und 6) hat eine Beschreibung dieses sehr interessanten Fundes nicht stattgefunden, weil ich hoffte, in Gleichenberg und dessen Nähe noch eine weitere, ähnliche Stelle zu finden, um als Augenzeuge über die Lagerungsverhältnisse urtheilen zu können.

Es wäre mir diess deshalb von Wichtigkeit gewesen, weil die Bezeichnung von Nestern, in welchen, mit schwarzer Erde vermengt, diese Gegenstände gefunden wurden, in mir die Ansicht bestärkte, dass die Anordnung von ausgegrabenen, trichterförmigen Vertiefungen hier dieselbe wäre, wie ich und Dr. Much sie in Niederösterreich gefunden haben, und wie zu meiner Ueberraschung Dr. Bornemann sie auch bei Eisenach entdeckt hat.

Da nun aber keine weitere Entdeckung mir bisher aus Gleichenberg bekannt wurde und die erwähnte Stelle verbaut ist, so kann ich eben nur die Wahrscheinlichkeit über die Gleichartigkeit der dort gefundenen Nester und der sonst ent-

deckten Gruben betonen. Ich will deshalb in Kürze Einiges über ähnliche prähistorische Fundplätze an dieser Stelle anführen.

In Niederösterreich bei Weieregg, ebenso wie bei Fellabrunn, Weikersdorf und an anderen Stellen fand ich in den dort bestehenden Ziegeleien, längs den senkrecht abgeteufte Wänden unter der Humusschichte trapezförmige Durchschnittsflächen, die mit schwärzlicher Erde, mit Asche, Knochen und Gefässtrümmer angefüllt waren, und sich dadurch von der sie umschliessenden Lehmwand scharf abhoben.

Ich forschte nun auch auf der Oberfläche, und fand indem ich die bei weiter vorschreitender Arbeit allmählig entdeckten Fundgruben mit Stangen bezeichnen liess, dass in ungleicher Entfernung von 3 bis 5 Meter sich rundum solche Gruben befanden oder befunden hatten, welche 2 — 4 Meter im Durchschnitt kreisförmig ausgegraben, nunmehr aber mit solchen Abfällen angefüllt waren.

Die Tiefe betrug 1 Meter bis 1 Met. 50 Centim. Alle Gruben waren nach unten zu etwas verjüngt.

In ähnlicher Weise berichtet Dr. Bornemann über das Vorkommen in den Ziegelschlägen bei Eisenach\*). Er sagt darüber folgendes:

„Ueberall waren unter der Humusdecke, mit schwarzer Erde angefüllte Vertiefungen im Lehm zu sehen, von denen die meisten sich bald als reiche Fundstätten von Ueberresten menschlichen Daseins und menschlicher Thätigkeit aus der Urzeit, erwiesen.“  
Ferner: „Die an den senkrechten Abhängen der Lehmgruben offen liegenden Durchschnitte lehren; dass die meisten der schwarzen Erdgruben sich nur in sehr geringer Tiefe unter der Oberfläche des Erdbodens erstrecken.“

„Die Humuserde des Ackerlandes beträgt selten mehr als einen halben Meter. Ist sie abgetragen, so folgt reiner Lehm von gelber Farbe mit den in seiner Oberfläche eingesenkten, meist flachen oder kesselförmigen mit grauschwarzer Erde angefüllten Fundstellen.“

„Letztere sind in der Regel kreisförmig, zwei bis drei Meter im Durchmesser und in der Mitte gewöhnlich  $\frac{1}{2}$  Meter tief, doch

\*) Die fünfte allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Dresden. Seite 47.

kommen auch kleinere und grössere, so wie etwas tiefere Erdgruben vor.

Die Gruben liegen nicht vereinzelt, sondern in grosser Anzahl nahe beisammen und scheinen nach den bis jetzt beobachteten Aufschlüssen von etwa 50 solcher Stellen theilweise in regelmässigen Reihen geordnet zu sein.“

Aus dieser Anführung, die ich deshalb wörtlich gegeben habe, weil sie diese sehr eigenthümliche Ansiedelungsweise und die Art und Weise ihres Vorkommens sehr getreu schildert, geht die Aehnlichkeit mit den Weikersdorfer Funden hervor.

Solche Gruben werden übrigens in Niederösterreich, Mähren und Böhmen, wo sie von Dr. Much, Dr. Wankel und Professor Woldrich untersucht wurden, vielfach angetroffen. Gewöhnlich werden sie Ustrinen genannt, wohl auch Ustrinen-Gräber, weil das Vorkommen von Thier- und Menschenknochen, die Anhäufung von Asche u. s. w. sehr häufig für die Annahme spricht, dass man es mit Grabstätten zu thun habe.

So hat z. B. auch Graf Breuner bei Stettendorf\*) mit Steinen ausgelegte Gräber gefunden, die er unbedenklich für Grabstätten erklärt, worin Leichenverbrennungen stattfanden.

Anderer Meinung ist Dr. Much, wenigstens in Bezug auf die, bei Gräbern\*\*) in einem Hohlwege gefundenen Aschengruben.\*\*\*) Er meint hier: „dass Nichts darauf deute, diese Gruben für Gräber zu halten.“ Diese Ansicht theile auch ich für Weyereg und derselben Meinung ist Dr. Bornemann.

Diese Forscher sprechen sich dahin aus, dass die, in diesen Ansiedelungen massenhaft vorkommenden und vielfach gestalteten Topfscherben, für eine gerade hier gewerbmässig betriebene Fabrication von Töpferwaaren sprechen.

Dr. Bornemann meint, dass die Gruben die Wohnplätze der Töpfer bezeichnen, und dass die geringe Consistenz der Töpferwaaren nicht für das Brennen derselben in Oefen, sondern bei offenem Feuer, spricht.

\*) Mittheil. der Anthropol. Gesellschaft in Wien, II. Band, S. 327.

\*\*) Ebenda S. 113.

\*\*\*) Mittheil. der Anthropol. Gesell., III. Band, S. 122.

Der Brand dieser Töpfe könnte also gerade in diesen Gruben erfolgt sein, welche dem Winde keinen Zutritt gestatten, und ein Ausglühen des Thones in heisser Asche ermöglichen.

Ich habe schon vor Dr. Bornemann's Untersuchungen in der Fundnotiz über Weikersdorf und Wetzdorf eine ähnliche Ansicht über die Verwendung dieser Gruben ausgesprochen\*) und war sehr erfreut, bei Gelegenheit der vorjährigen Versammlung deutscher Anthropologen in Dresden, die gleiche Anschauung aussprechen zu hören.

Doch nicht immer sind solche vorgeschichtliche Wohnplätze in Gruben vertheilt, sehr häufig findet sich die Culturschichte ziemlich gleichmässig unter der Ackerkrume ausgebreitet.

Solche Wohnplätze konnte ich in Göllersdorf, Oedendorf u. s. w. beobachten. Sie sind besonders in Niederösterreich nicht selten, und fehlen auch in Deutschland nicht.

Die schwärzliche, nicht über 20 Centm. dicke Culturschichte zieht sich der Bodengestaltung folgend oft über eine Fläche von mehreren Jochen, und ist von der überlagernden Erde 4 bis 6' hoch bedeckt.

Für die Annahme von Werkstätten zur Topf-Fabrikation spricht bei den Gruben-Niederlassungen der Umstand, dass sie gewöhnlich, im Gegensatze zu den, auf flacher Erde sich ausbreitenden Lagerstätten in einer Lehmerde vorkommen, welche zur Herstellung von Ziegeln also auch zur Erzeugung von Töpferwaaren sehr geeignet ist.

Ob nun in Gleichenberg das Vorkommen nesterartig ist, oder ob sich unter dem Boden eine Culturschichte hinzieht, die durch das Graben für die Fundamentmauern der Villa an einzelnen Stellen nur blosgelegt wurde, jedenfalls sind für den einen oder den anderen Fall sehr viele analoge Fundstellen anzuführen, und es frägt sich in weiterer Untersuchung nur in wie weit die Fundgegenstände, auf die ich mich wesentlich stützen muss, mit denen aus den angeführten Wohnplätzen auf festem Lande in Uebereinstimmung sich befinden und welche Schlüsse sich mit einiger Wahrscheinlichkeit aus einer solchen Uebereinstimmung für das Alter und die Zugehörigkeit dieser Gegenstände ziehen lassen.

\*) Mittheil. der Anthropol. Gesellsch. III. Band Seite 117 und 123.

Die wichtigsten Stücke aus der mir zugekommenen Sammlung sind auf den beiden Tafeln in 13 Figuren abgebildet.

Um den Raum gehörig auszunützen, sind nur Fig. 13 und Fig. 10 in natürlicher Grösse, alle anderen Figuren aber in halber Grösse gezeichnet worden.

Ausser diesen Objecten sind noch 3 löffelartige Schaber, wie Fig. 4, ein Theil eines Bechers, wie Fig. 2; ferner 8 Topffragmente, ein rundes Schälchen und 2 Bruchtheile von Steinhammer vorhanden.

Es wurde somit kein Metall entdeckt, und es wäre durch die Anwesenheit eines Feuersteinmessers (Fig. 13) im Zusammenhange mit den beiden Steinbeilen (Fig. 10 und 11), sowie mit den 3 Hammeraxt-Fragmenten, wovon Fig. 12 ein Muster bietet, die Steinzeit als die Culturepoche zu bezeichnen, in welche die Verfertigung und Benützung dieser Gegenstände zu setzen ist.

Im Gegensatz zu den Vorstellungen aber, die wir uns gewöhnlich von der Steinzeit machen, wenn wir sie als die ursprünglichste Lebensweise unserer europäischen Eingeborenen annehmen, stehen hier die Thonwaaren.

Nicht als ob die Behandlungsweise der dazu verwendeten Lehmerde, oder die Vortrefflichkeit der technischen Ausführung unser Erstaunen erregen würden, doch sind die Formen so ausgebildet und mannigfach, dass wir gewiss diese Erzeugnisse, ohne der Anwesenheit von Steinwaffen, in eine spätere Zeit versetzen möchten.

Ausser dem schönen Töpfchen Fig. 1, welches fast vollständig erhalten ist, und eine bräunliche Färbung zeigt, sind fast alle Thonwaaren von blassrother Färbung, oder vollkommen Ziegelroth, wie der Becher, Fig. 2, das Schälchen, Fig. 4 und das Webstuhlgewicht\*), Fig. 6.

Wenn bei letzteren diese Färbung der vollkommenen Durchglühung unbedingt zugeschrieben werden muss, so scheint mir die röthliche Färbung der Topfscherben Fig. 8 und 9 in anderer künstlicher Weise hergestellt.

Die Bruchfläche dieser schüssel- oder tellerförmigen Gefässe sind bis zu 10 Millim. dick und schwärzlich, die Beimengung von

\*) Ich wähle nur die bisher gebräuchliche Bezeichnung, ohne überzeugt zu sein, dass diese Pyramiden wirklich nur Webstuhlgewichte waren.

Quarzkörnern und kleinen Gesteinstrümmern ist deutlich. Innen und Aussen ist jedoch die dunkle Lehmmasse mehr oder minder lichtröthlich oder bräunlich. Ich erkannte, dass die nicht völlig gebrannten Töpfe mit einem Ueberzuge von ockerigem Lehm, worin Ziegelstaub gemengt war, überstrichen wurden.

Bei einem längeren Verweilen im Wasser löst sich diese nachträgliche Verschmirung, welche vielleicht nur an der Luft getrocknet war, auf, und der früher viel vollkommener aussehende Topf bekommt das schwärzliche, unförmliche Aussehen der Pfahlbau-Topfscherben. Die früher glatt gestrichene Oberfläche wird rau und die Quarzkörner, welche in die Lehmmasse eingeknetet waren, erscheinen wieder.

Von den beiden Bruchstücken Fig. 8 und Fig. 9, habe ich den letzteren, wie ich es gewöhnlich zu thun pflege, mit einer Bürste von der anklebenden Humus-Erde befreit, den ersteren aber sehr sorgsam, nur durch Eintauchen in Wasser gereinigt. So ähnlich sich diese Topfscherben vor der Reinigung waren, so verschieden sind sie nun.

Bei Fig. 9 ist die oberflächliche Verschmirung zum grössten Theil abgegangen und die Oberfläche ist mit zahlreichen Quarzkörnern und mit kleinen Fragmenten rother Ziegelerde bedeckt. Fig. 8 ist vollkommen glatt geblieben und sieht aus wie eben erst aus der Werkstatt gekommen.

Auffallender ist dieser Unterschied noch bei einem Topfscherben, von dem ich nur einen Theil abgebrochen habe, um ihn längere Zeit im Wasser liegen zu lassen und den ich dann wieder eingefügt habe. Beide Theile zeigen nun eine so verschiedene Oberfläche, dass sie verschiedenen Gefässen anzugehören scheinen.

Unsere schwarzen Pfahlbau-Gefässtrümmern hatten also wahrscheinlich vor dem Hineinfallen in das Wasser auch eine viel angenehmere, schönere Ansicht geboten, und die Verschiedenheit zwischen ihnen und jenen, die in den Landansiedlungen gefunden werden, beruht zum Theil auf den ungünstigen Lagerungsverhältnissen.

Gebrannt sind die Gleichenberger Töpfe in so ferne besser, als sie offenbar einer grösseren Hitze ausgesetzt waren, da ein Theil der kleineren Gefässe, wie gesagt, vollkommen die rothe Ziegelfarbe angenommen hat.

Von der Veränderung, welche die Topfscherben, von solcher Construction im Wasser erfahren, habe ich bei Verfassung meiner Fundnotiz in den Mittheilungen der Anthropolog. Gesellschaft noch keine Erfahrung gehabt, ich stellte dort, durch die Farbe und äussere Oberfläche getäuscht, die Technik der Erzeuger höher, als sie es verdient.

In Bezug auf die Formirung in der Hand oder auf einer Scheibe bin ich derselben Ansicht geblieben.

Die grösseren Gefässe waren auf eine flache Unterlage gestellt und wurden mit den Händen gezogen, während jene sich drehte. Ich will damit nicht sagen, dass unsere Gleichenberger die Drehscheibe besaßen, auf welcher die Etrusker zuerst die kunstvollsten Thonarbeiten lieferten, doch war eine, sich drehende Unterlage gewiss vorhanden, denn es ist, wie ich es in meinem II. Pfahlbaubericht\*) darzustellen versuchte, unmöglich, einen mittelgrossen Topf oder eine offene Schüssel mit flachem Boden aus weichem Lehm zu formen, ohne dass der Gegenstand sich zwischen unseren Fingern fortbewege.

Die kleineren Gefässe wie der Becher, das Schälchen u. s. w. sind natürlich in der Hand geformt.

Aber nicht die Technik, sondern die allerdings mannigfaltigeren und edleren Formen der Gefässe erregen unsere Aufmerksamkeit. So ist die kleine Urne, Fig. 1, obwohl sie in der Abbildung ebensowenig genau wiedergegeben ist, wie die Fragmente, Fig. 8 und 9, doch auch in dieser Zeichnung so gefällig und ebenmässig, wie man sie hier kaum zu erwarten berechtigt ist. Ebenso muss der Urnendeckel, Fig. 5, mit dem obenauf befindlichen Henkel und den 4 Knöpfchen, welche um die untere Rundung stehen, einen recht guten stylistischen Eindruck gemacht haben, wenn er, wie wir vermuthen wollen, auf einem runden, bauchigen Topfe aufsass.

In der Sammlung sind noch 4 Henkel vertreten, die dazu dienten, der horizontal herumlaufenden Schnur Durchlass, oder den senkrecht an den Wänden der Gefässe herumlaufenden Schnüren Anhaltspunkte zu bieten.

---

\*) Mittheilg. der Anthropol. Gesell. II. Band, S. 256.

Diese, für die Steinzeit charakteristische Art die Töpfe zu tragen, oder überhaupt zu befestigen, ist so wie die Topffabrication, überhaupt desshalb so interessant, weil die Eingeborenen Afrikas, wie die neuesten Forschungen, z. B. die Tagebücher Livingstone's zeigen, ähnliche Gewohnheiten und Fertigkeiten besitzen.

Diese Aehnlichkeiten erstrecken sich auch auf die Formen, so lange dieselben dem Zweck unmittelbar in einfachster Weise entsprechen, sie weichen aber ab in der stylvoll, ebenmässigen Gestaltung, wenn diese typisch zu werden beginnt.

Bei den Gleichenberger Gefässen ist diess nun, meiner Ansicht nach, der Fall, sie verrathen, wenn auch in mangelhafter Ausführung einen gebildeteren Formsinn, als wir ihn gewöhnlich im Steinzeitalter finden.

Eigenthümlich geformt sind besonders die löffelartigen Schälchen, und der innen ausgehölte, mit einer runden Oeffnung versehene Würfel, Fig. 4 und 3.

Die Erklärung für das letztere Geräth ist mir nicht möglich, da ich ein Gleiches noch nirgend sonst gesehen.

Die löffelartige Schale jedoch, welche auch Dr. Much in Gräbern gefunden, und die er für einen Löffel ansieht, möchte ich in anderer Weise erklären.

Der Innenraum der Schale ist nämlich durch ein durchlaufendes Loch mit der Oeffnung in Verbindung, die sich am Ende des griffartigen Ansatzes zeigt.

Bei einem Löffel wäre dieser Canal nur schädlich, weil die Flüssigkeit daraus entfliessen würde. Um aber einen Holzstiel in die Oeffnung zu zwängen, musste der Thon eine grössere Elasticität besitzen. Wer sich nun der römischen Thonlampen erinnert, der wird in dieser Schale leicht eine noch einfachere Beleuchtungsvorrichtung erblicken, welche trotz der plumpen Form dasselbe Princip vertritt.

Auch hier ward das Fett in die Schale gelegt und tränkte den aus der Oeffnung gezogenen Faden.

Zu erwähnen sind noch der Becher, Fig. 2, und der birnförmige Lehmklumpen mit durchlaufendem Loche, Fig. 6.

Der Becher muss an dem unteren Ende einen weiteren Rande gehabt haben, oder war mit dem Deckel eines Gefässes in Verbindung.

Ich kann einen ähnlichen Becher nur aus Eisenach citiren, wo ich ihn unter den, von Dr. Bornemann ausgegrabenen Gegenständen gesehen habe. Das birnförmige, oft auch pyramidal geformte Geräth wird gewöhnlich als Webstuhlgewicht bezeichnet und kann insoferne dafür gelten, als oberhalb der beiden Oeffnungen allerdings die nach aufwärts laufende Eintiefung einer Schnur zu sehen ist. \*)

Besehen wir uns nun die Steingeräthe:

Vorerst das Feuersteinmesser, Fig. 13. Das Material dieses höchst einfach zugeschlagenen Messers ist in der Nähe Gleichensbergs, meines Wissens nicht zu finden. Es scheint mir vielmehr echter Kreide-Feuerstein zu sein, wie er in Galizien vorkommt. Ich habe Feuerstein-Lamellen von dort mit diesem Feuersteinmesser verglichen und finde sie in Bezug auf das Gestein sehr ähnlich.

Die beiden Steinbeile, Fig. 10 und 11, wovon das erstere in natürlicher, das andere in halber Grösse abgebildet ist, sind von verschiedenen Felsarten. Das sehr kleine und flache Beil ist aus Serpentin, das grössere aus einem sehr weichen, grünlichen Steine, welcher angehaucht, einen deutlichen Thongeruch verbreitet.

Die Dicke dieser 11 Centimeter langen und 7 Centimeter breiten Axt beträgt nur 15 Milimeter. Es ist gewiss, dass dieses Geräth als Waffe, so wie als Werkzeug nicht sehr brauchbar war, auch lassen die noch deutlich sichtbaren Schliffflächen und die feinen Risse an der Oberfläche erkennen, dass es nie stark gebraucht war, denn der Stein ist zu weich, um nicht, selbst von längerem Gebrauche in der blossen Hand abgenützt zu werden.

Den Grund, warum solches anscheinend unzweckmässige Material für Steinäxte benützt wurde, ist nicht leicht festzustellen, wenn man nicht annehmen will, dass ihnen wie dem Hammer ein religiös-symbolischer Charakter innewohnte, und sie ausschliesslich dem praktischen Zweck widmet.

---

\*) Die Annahme Dr. Much's, dass diese Kugeln glühend geschleudert wurden, um die feindlichen Hütten in Brand zu setzen, hat viel für sich, nur sehe ich nicht ein, warum die durchlaufende Schnur nicht auch brennend geworden ist.

Es finden sich gerade in Untersteiermark solche Beile aus weichem Gestein nicht sehr selten\*) und es hat Br. Petrino auch in Galizien anscheinend ein ganz ähnliches Gestein zu Geräthen verarbeitet gefunden.\*\*)

Was nun die Form anbelangt, möchte ich ganz besonderen Werth darauf legen, dass ich im Römisch-Germanischen Museum in Mainz und in der Sammlung der Universität in Bonn Nephrit-Beile ähnlicher Form gesehen habe.

Die 4 Beile in Mainz\*\*\*) lagen zwischen römischen Fundobjecten und sind von Köstrich bei Gonsenheim, wo ein römisches Castell gestanden hat. Sie sind vollkommen glatt polirt, ebenso flach wie unsere Steinaxt und sind wie diese nie abgenützt worden.

Auch das Nephrit-Beil in Bonn ward mit römischen Alterthümern gefunden. Prof. Schaaffhausen hat auf dem Congress in Brüssel in treffendster Weise den Zusammenhang dieser Funde erklärt, indem er an die heiligen Steine der Römer erinnerte, welche bei Friedensschlüssen benützt wurden. †)

Die Fragmente der Hammeräzte bieten wenig Interessantes. Das Gestein, woraus sie gefertigt waren, ist zum Theile derselbe weiche Stein wie bei der Axt Fig. 11. Der Bezugsort für die in Gleichenberg, sowie in ganz Untersteiermark vorkommenden Serpentin-Gesteine, zu welchen metamorphischen Felsarten ich auch jenes weiche Gestein rechne, dürfte wohl das Draubett sein, wo ich mehrfach Gelegenheit hatte, ähnliche Geschiebe zu finden.

Es fragt sich nun, nachdem die einzelnen Objecte beschrieben sind, wesentlich darum, welcher Zeit, oder welcher Culturstufe die Gleichenberger Funde angehören.

\*) LV. Band des Sitzungsberichtes der Akademie der Wissenschaften, „Notiz über Geräthschaften aus der Steinzeit“ von Prof. Dr. T. Unger.

\*\*) Mitth. der Anthropol.-Gesell. I. Band, S. 110.

\*\*\*) Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. I. Band, Heft II., Tafel I.

†) Congres internationale d'Anthropologie et d'Archeologie préhistorique. Bruxelles 1873. S. 356.

„Il est aussi connu que les romains s'en servaient dans la conclusion de leurs traités avec les autres peuples.“ Auch Prof. Unger erwähnt, dass Römer, sich fremder Sitte fügend Steingeräthe verwendeten. Mittheilungen des Göttinger Anthropol. Vereines. Heft I., S. 4.

Die Schwierigkeit solcher Bestimmungen scheint sich nach jedem grösseren Funde, nach den stets zunehmenden genauen Untersuchungen zu steigern, anstatt, wie man es erwarten könnte, allmählig zu verschwinden.

Ich sehe dabei gänzlich ab von dem Vorhandensein einer menschlichen Bevölkerung vor der Diluvialzeit, welche nunmehr wohl auch für Deutschland ausnahmslos zugegeben werden muss.

Ausser diesen Funden, welche unzweifelhaft in eine sehr ferne Zeit zurück zu versetzen sind, weil die Fauna eine, von der Pfahlbauten-Periode wesentlich verschiedene war, sind nun eine Reihe von Kyöggenmöddings und Pfahlbauten-Funde zu nennen, deren Alter auf mehrere tausend Jahre zurück datirt wird und mit denen, dem Gesamt-Charakter nach auch unsere österreichischen Pfahlbauten, einige Höhlenfunde und wie mir scheint auch manche Fundstellen in Nieder-Oesterreich übereinstimmen, die besonders dort, wo Feuersteine vorkommen von unseren Pfahlbau-Alterthümern sich wenig unterscheiden. Man könnte als Unterschied eben nur hervorheben, dass die Topfwaaren in Nieder-Oesterreich im Allgemeinen ein besseres Aussehen, und mehrfach einen Graphitischen oder röthlichen Ueberzug haben, ferner dass Knochengeräthe seltener sind, wenn sie auch nicht ganz fehlen.

Wir haben gerade bei den Thonwaaren Gleichenbergs recht auffallend gesehen, wie durch die unvollkommene Weise der Erzeugung, die äussere, färbige Verschmierung durch langes Verweilen im Seegrunde sich verändern kann, so dass der Unterschied des Aussehens durch die verschiedenen Lagerungsverhältnisse sich ganz gut erklären lässt.

Eben diese Verhältnisse wirken aber auf fettige Knochen also auf solche, welche nicht ausgekocht, oder die lange Zeit mit der Hand benützt wurden, ganz in umgekehrter Weise ein.

Alle derartigen Knochen oder Knochentheile conserviren sich, im Wasser liegend, ungleich besser, als in der Erde, wo sie vom Luftzutritte nicht abgeschlossen sind und durch die oftmaligen Veränderungen der Temperaturs- und Feuchtigkeits-Verhältnisse verwittern.

Die Serpentin-Waffen sind hingegen der Form und Bearbeitungsart nach oft so ähnlich, dass sie unbedingt neben

einander zu stellen sind, und was endlich die Feuersteinwaffen betrifft, so gilt von ihnen stets als Regel, dass ihr Vorkommen sich nach dem Bezugsorte richtet.

Wo die Natur dieses wichtigste und vortrefflichste Material als Hornstein aus den Kalkgebirgen, als Feuerstein aus der Kreide, als Jaspis, Calcedon, Obsidian u. s. w. in anstehenden Felsarten oder als Findlinge bot, wurde, es so reichlich verwendet, dass wir vollen Grund haben, an Werkstätten zu denken, wenn wir an gewissen Bezugsorten die ungeheure Menge halbvollendeter Feuersteingeräthe oder Splitter betrachten, welche den Boden bedecken.

Je vorzüglicher das Material, desto reiner und schöner die Waffe, und in je grösseren gleichmässigen Massen vorkommend, desto grösser und formentwickelter werden wir sie finden.

Allerdings müsste man hier noch hinzufügen: je älter die Waffe, desto roher, und je jünger, desto verfeinerter, doch muss dieses letzte Gesetz stets im Zusammenhang mit den anderen Bedingnissen aufgefasst werden, so dass wieder nur bei gleichem Material der Altersunterschied durch die rohere Form auffallend wird

Man würde aber auf irrige Schlüsse kommen, wollte man nur die Form allein für Altersbestimmungen zu Rathe ziehen, ohne auf die Häufigkeit des Vorkommens und das Material Bedacht zu nehmen.

So sind allerdings einige der Feuersteinwaffen aus Spienne in Belgien grösser und vollendeter, als sie in den Höhlen vorgekommen sind, doch sind unter den Feuersteinmessern und unter den eiförmigen Handbeilen, die man in Frankreich und Belgien der Mamuthperiode zuzählt, so schöne Exemplare, wie sie in Deutschland überhaupt nur sehr selten anzutreffen sind. In Galizien treten wieder weit schönere Feuersteinwaffen auf, und kommen, wie die Funde des Herrn Zawisza beweisen, in sehr grossen und gut zugeschlagenen Formen, mit dem Mamuth und dem Ursus speläus vor, weil dort die Kreide prächtigen Feuerstein eingeschlossen enthält. Auch im nördlichen Böhmen sind gut bearbeitete Feuersteingeräthe gefunden worden.

Die Local-Verhältnisse begründen es also auch, dass in den Pfahlbauten des Attersees, wie in den Niederlassungen Nieder-

österreichs\*) die zu Gebote stehenden Hornsteine Verwendung fanden, während sie in Steiermark selten sind.

Sie begründen es ferner, dass die aus ihnen gefertigten Pfeile und Messer nicht sehr vollkommen sind. Diese Unvollkommenheit deutet hier eben nicht auf hohes Alter, sondern auf die Sprödigkeit des Materials hin, welche unter keinen Umständen so prächtige Waffen ermöglicht, als wir sie in Belgien, Dänemark, Galizien und Italien sehen können.

Unser Feuersteinmesser, Fig. 13, aus Gleichenberg, obwohl es so roh ist, wie die Messer der Mamuthzeit aus den Krakauer Höhlen, kann kein Alterszeugniss ablegen. Man war dort gewiss froh, überhaupt einen Feuerstein zu besitzen.

Den Fundgegenständen nach würde sich also Gleichenberg nicht wesentlich von den Niederlassungen Niederösterreichs und Mährens, meiner Ansicht nach auch nicht von den Pfahlbauten unterscheiden.

Die Culturstufe dürfte eine annähernd gleiche gewesen sein, denn auch in Gleichenberg finden wir ein Fragment eines Mühlsteines, Fig. 7, aus Hornblendeschiefer, welcher auf Mehlbereitung deutet und Knochen vom Rind und vom Schwein, welche den Besitz von Hausthieren beweisen.

Sind nun die Pfahlbauten von mir in die Cultur der Steinzeit versetzt worden, so wird diess auch für Gleichenberg geschehen müssen.

Dieselbe Bestimmung werde ich aber auch für die Mehrzahl der von mir in Niederösterreich entdeckten Fundstellen festhalten müssen, da ich sie vielfach mit Gleichenberg verglichen habe.

Damit komme ich scheinbar in Widerspruch mit den vorzüglichen Kennern des Alterthums, mit Baron Saken und Dr. Much, welch' Ersterer in seinen: „Ansiedelungen und Funden aus heidnischer Vorzeit“, Letzterer aber in seinen jüngsten Publicationen über „Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich“ eben solche Fundstellen den Germanen zuschreibt.

Ich würde den gründlichen Arbeiten der beiden Herren gegenüber gewiss im Nachtheile sein, wenn es mir nicht gelingen

\*) Mitth. d. Anthr. Gesell., I. Band, S. 164, sagt Dr. Much: „In der Fertigkeit der Bearbeitung des Steines stehen sie (die Urbewohner N.-Oesterreichs) auf gleicher Stufe mit den Pfahlbauern.“

sollte, diesen scheinbaren Widerspruch zu heben, wenn ich nicht bei meiner Anschauung beharren könnte, ohne die oben genannten sehr richtigen Untersuchungen zu wiederlegen.

Mehrfach habe ich jedoch schon darauf hingewiesen, dass wir uns mit den Eintheilungen der Culturperioden des Nordens eine, für unsere Länder unmögliche Grundlage prähistorischer Forschung schaffen würden und dass wir uns vorläufig nur darum zu kümmern haben, die Culturvölker, welche nacheinander und später auch gleichzeitig hier lebten, nach ihren Culturresten zu charakterisiren und den wechselseitigen Einfluss zu beobachten, den sie auf einander geübt haben.

Zu diesem Zweck müssen wir uns klar werden, ob vor den Celtischen und Germanischen Einwanderungen, da diese Völker doch ganz bestimmt nicht autochthon waren, — Europa gänzlich entvölkert war oder nicht.

Ferner ob, wenn man keine Urbevölkerung annimmt, die Pfahlbauten, und alle Funde der neolithischen Periode diesen Culturvölkern zugeschrieben werden sollen, die schon im ersten Zusammenstoss den Römern furchtbar waren und die, nach der vortrefflichen Abhandlung des Professors Dr. F. W. Unger \*) die Metalle kannten, bevor sie aus ihrer Urheimat ausziehend, sich von den ihnen stammverwandten Völkern getrennt hatten.

Abgesehen davon, dass derselbe Autor es überhaupt zweifelhaft findet, ob die Germanen, Steinwaffen auch nur für den religiösen Zweck verwendeten, will ich nur auf die durchaus verschiedene Charakteristik hinweisen, die uns durch die Steinzeit als Culturperiode eines friedlichen Naturvolkes gegeben ist, gegenüber den überaus kriegerischen Bildern, welche uns von den Germanen entworfen worden sind.

Hier ein, mit unzulänglichen Waffen und primitivem Hausgeräthe lebendes Volk, welches sehr lange an derselben Stelle haftend, Ackerbau und Viehzucht trieb, dort ein gewaltiges, kriegerisches, unstätes Volk, welches jede friedliche Beschäftigung verachtet, und leicht den Wohnsitz wechselt.

Die Germanen, die Eisen kannten und scharfe Lanzen führten, können mit den unscheinbaren Steinwaffen im Kampfe mit den

---

\*) Mitth. aus dem Göttinger anthropolog. Verein. I. Heft 1874. Ueber den Ursprung der Kenntniss des Erzes etc.

Römern nicht gedacht werden, oder könnten wenigstens nicht als ihre Besieger gedacht werden, da hier die Waffen im Kampfe ums Dasein, wirklich zu ungleich wären.

Nehmen wir nun an, dass vor den kriegerischen Nomaden in Europa, wie in allen bisher entdeckten Ländern Eingeborne gelebt hätten, so werden wir dadurch allein viele der anscheinend sich widersprechenden Erscheinungen, in den verschiedenen Fundplätzen, viele wiederstreitende Ansichten versöhnen können, ohne dem einen oder anderen Beobachter Unrecht geben zu müssen. Wir werden dann sofort in diesen Eingebornen die Sklaven erkennen, von denen Tacitus im 25. Capitel spricht, und die weniger dem Hausdienst als dem Betrieb der Feldwirthschaft gewidmet waren. Von ihnen und ihrer Lebensweise, von ihrer Geschichte und ihrer Gestalt spricht der römische Geschichtschreiber nicht, weil auch er sie als unkriegerische, für Rom's Herrschaft ungefährliche Sklaven verachtete.

Diese Urbevölkerung war es, die in den Pfahldörfern der Seen, oder auf von der Natur geschützten Höhen Zuflucht gegen beständige Ueberfälle suchte und deren selbstständige Existenz, wenigstens in Central-Europa aufgehört hatte, als die Römer das Land südlich der Donau besetzten.

Dr. Much findet selbst in den untersten Schichten bei Stillfried Wandbewurfstücke und Scherben von Gefäßen, die aus der Hand erzeugt worden sind, erst ober dieser Schichte treten mit römischen Ziegeln gemengt, jüngere Urnentrümmern auf. Auch sind auf und dicht neben zahlreichen Erdwerken, Topfscherben und Steinwaffen gefunden worden, die man nur dann den Germanen zuschreiben kann, wenn man von jeder autochtonen Urbevölkerung absieht.

Es haben also höchst wahrscheinlich vor, oder mindestens mit den Germanen, die ihre Eisenwaffen bei Stillfried und am Stein bei Altenburg, endlich in Scheibenburg bei Kronberg gelassen haben, Völker, offenbar geringerer Culturstufe gelebt. Gerade bei Scheibenburg sind Feuersteinsplitter und Steinkeile neben den Eisenwaffen, wie es nach der Fundnotiz scheint, vorgekommen.

Es ist desshalb auch erklärlich, warum ganz ähnliche Befestigungen auf Anhöhen, wie sie in Niederösterreich den Germanen zugeschrieben werden, in Belgien der Zeit des polierten Steines

angehören\*), obwohl man auch dort unter vielen Steinwaffen einige Eisengeräthe gefunden hat.

Eine ebenso verschanzte Berghöhe ist Hradište bei Prag, wo unter einer Masse von Knochengeräthen und Steinwaffen einige eiserne Pfeilspitzen und bronzene Gürtelbeschläge vorkommen. Es genügt, wie ich glaube, für dieses auffallende Nebeneinander-Vorkommen so durchaus verschiedener Culturreste nicht, sie einem ärmern Zweig desselben Volkes, oder ärmeren Individuen desselben Stammes zuzuschreiben. Ich kann mir nicht denken, dass wenn ein Volk sich des Eisens oder der Bronze als Waffe seit sehr langer Zeit bedient hat, ein einzelner Krieger zu arm gewesen wäre, um sich ein Stück Metall für den Sperr zu verschaffen, wohl aber begreife ich, dass Eingeborne sich noch lange Zeit von ihren alt heimischen Waffen nicht trennen konnten, selbst wenn ihnen bessere Einrichtungen bekannt waren.

Sie werden eher die neuen Formen nachzuahmen geneigt sein, wenn sie ihnen zweckmässig erscheinen, oder besser gefallen, deshalb auch finden wir besonders in der Töpferei, selbst dort, wo sie noch in ursprünglicher Weise betrieben wird, also in der Steincultur, Anklänge an stilistisch verschiedene Forntypen.

Es sind diess dann Copien, Nachahmungen, die oft schwierig nachzuweisen sind, weil die schlechtere Copie wie ein früherer Versuch aussehen kann.

In den Formen der Gefässtrümmer aus Gleichenberg, besonders aber in den löffelartigen Schälchen, und wenn ich mich nicht irre, in der flachen Steinaxt aus Gleichenberg scheinen mir nun solche Nachahmungen römischer Muster nachweisbar zu sein, weil die Aehnlichkeit nicht dadurch entstanden sein kann, dass die Römer hier, bei den halbwildern Völkern ihre Muster suchten.

Mit dieser Annahme gebe ich natürlich zu, dass die Topfwaren aus Gleichenberg zu einer Zeit entstanden sind, als die Römer das Land besetzt hielten, sie gehören aber, so wenig als die Steinwaffen den gleichzeitigen Celten oder Germanen,\*\*) sondern

---

\*) Congres international d'Anthrop. et d'Archeologie prehistorique Bruxelles 1873. S. 318.

\*\*\*) Am Rubathügel bei Gleichenberg und am Bertholdstein sind prächtige Bronzen gefunden worden, deren Zeichnungen mir vorliegen.

den armen Eingebornen an, die mit dem Land erobert, Leibeigene blieben, so wie sie es vor dem waren.

Ob damals und vielleicht später, als Tacitus seine Germania schrieb, noch solche eingeborene Stämme selbstständig sich erhalten hatten, ist zweifelhaft, doch ist es gewiss, dass im Nordosten noch von ihm halbwilde Völker angeführt werden, die sich knöcherner Pfeilspitzen bedienten, und die er nicht unter die germanischen Stämme zählt.



1

$\frac{1}{2}$  Nat Gr:

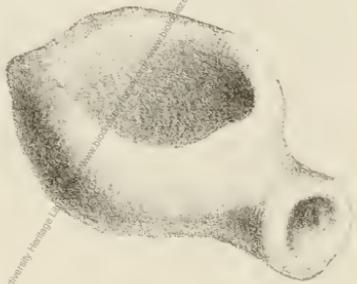
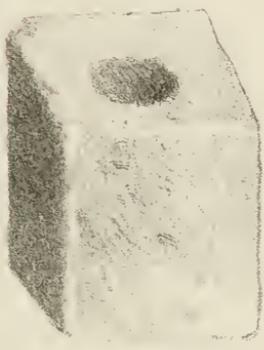
2



3

$\frac{1}{2}$  Nat.Gr:

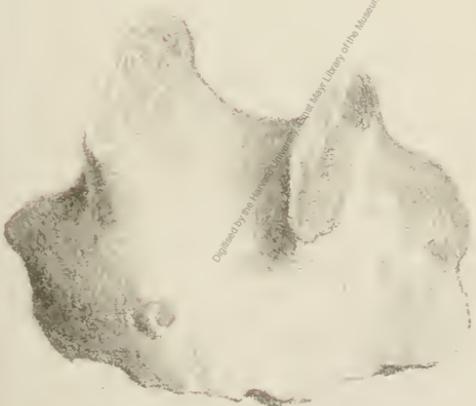
4



5

$\frac{1}{2}$  Nat.Gr:

6



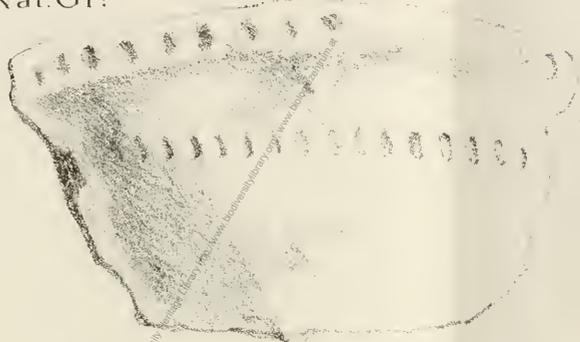
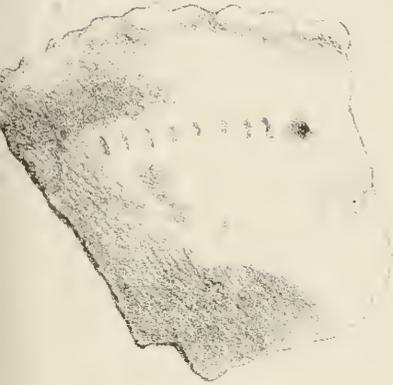
Downloaded by the Massachusetts Institute of Technology Library of the Museum of Comparative Zoology (Cambridge, MA). Original Downloaded from The Encyclopaedia Metallurgica



8

1/2 Nat.Gr:

9



10

1/2 Nat.Gr:

11

Nat.Gr:



1/2 Nat Gr:

12

Nat.Gr:

13



# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark](#)

Jahr/Year: 1875

Band/Volume: [12](#)

Autor(en)/Author(s): Wurmbrand-Stuppach Ladislaus Gundacker Graf

Artikel/Article: [Ueber vorgeschichtliche Funde in Gleichenberg. 107-124](#)